

Zeitbegriffe

Ergebnisse des interdisziplinären Symposiums
„Zeitbegriff der Naturwissenschaften, Zeiterfahrung und Zeitbewusstsein“
(Kassel 1983)

Beiträge von

Klaus Binder, Jan Robert Bloch, Herbert Breger, Michael Ewers, Wolfram Fischer,
Manfred Gies, Wolfgang Friedrich Gutmann, Werner Hartkopf, Gottfried Heineman,
Dietmar Kamper, Bernulf Kanitscheider, Ursula Pasero, Harald Pilot, Ulrich Sonne-
mann, Michael Wetzler, Ernest Wolf-Gazo

Herausgegeben von

Gottfried Heinemann

Verlag Karl Alber Freiburg/München

ZUM MYTHEN-LOGISCHEN ZEITBEGRIFF

Der Zusammenhang zwischen Ritual und Kosmogonie
als archaische Philosophie der Zeit

Der Religionswissenschaftler Marcea Eliade hat 1949 vorgeschlagen¹, „die Vorstellungen von Sein und Wirklichkeit, die aus dem Verhalten des Menschen der frühzeitlichen Gemeinschaften zu erschließen sind“, als eine frühe Form von Philosophie aufzufassen. Eine solche Philosophie, die er 'Archaische Ontologie' nannte, hat gegenüber späteren - speziell abendländischen - Traditionen den kennzeichnenden Unterschied, sich nicht als solche, als Philosophie, auch formuliert zu haben. Wir setzen ja gewöhnlich den historischen Anfang von Philosophie da an, wo sogenannte abstrakte Termini ausgeprägt werden - so z.B. im europäischen Raum bei Anaximander mit seinem Begriff des *apeiron*, des Grenzenlosen - und wo darüber hinaus eine *Methodologie* entwickelt wird (Denken als Methode macht sich Methode zum Gegenstand). Wir machen dabei die Voraussetzung, daß der Umgang mit abstrakten Begriffen sich von sogenannter Bildersprache, metaphorischer Sprache, irgendwie grundlegend unterscheidet. Und diese Unterscheidung ist bestimmt durch den Umgang mit dem Verhältnis von 'Sprache, Denken, Vorstellung' einerseits und 'Handeln, Dasein, Realität' andererseits. Zwischen diesen Bereichen pflegen wir ebenfalls Unterscheidungen anzusetzen.

Aber wer immer sich mit dem beschäftigt, was man 'archaisches' Handeln und Denken nennen mag, kommt früher oder später nicht umhin, einzusehen, daß es Denkweisen, Denktraditionen gab und gibt (ich möchte 'archaisch' nicht nur auf vor- und frühgeschichtliche Kontexte beziehen, sondern auch auf Gegenwartsströmungen, die kennzeichnenderweise als 'untergründig' bezeichnet wurden und seit den 60er Jahren als 'underground' immerhin auch die Oberfläche der Zeitgeschichte erreichten), die diesen Unterschied nicht so absolut setzen wie die abendländische Philosophiegeschichte. Da diese Denkweisen gerne an Begriffe wie 'Mythos, Magie, Mystik' assoziieren und von den einen als irrational, von den anderen als 'neues Bewußtsein' gefeiert wurden, hat man ihnen auch zeitweise den Kosenamen 'die M' gegeben². Wenn ich auch nicht die Auffassung vertreten, daß alles, was unter 'M'

verhandelt wurde und wird, der Sache, um die es geht, letztlich gerecht wird, möchte ich doch die Bezeichnung 'archaisch' beibehalten für eine Form der Philosophie, die bereit ist, unter bestimmten Bedingungen, mit denen wir uns gleich beschäftigen werden, bestimmte ansonsten obligatorische Unterscheidungen fallenzulassen.

Dem Vorschlag Eliades zu folgen hieße also, eine Philosophie nachzuformulieren: in einer Sprache, die sie selbst nicht benutzt hat. Dabei verstehen wir Philosophie als eine Art und Weise des 'Zur-Sprache-Kommens', die an Stringenz- und Konsistenzkriterien geknüpft ist. Wenn es auch archaischer Philosophie an Erfüllung solcher Kriterien keineswegs mangelt, können wir doch kaum Hoffnung haben, bei ihrem Studium Terminologien zu finden, die ohne weiteres in spätere Begriffsbildungen transponierbar sind, zumal sich beim Weg rückwärts durch die Geschichte schriftliche Urkunden immer spärlicher anbieten und bald - ca. 2500-3000 v.Ch. - die Zeit erreicht ist, wo Schrift als Bilderschrift überhaupt erst entwickelt wird. Wir finden aber gewiß genügend Zeugnisse vor, aus denen sich spezifizieren lässt, daß hier bestimmte Denkweisen *untrennbar* mit Handlungsformen verknüpft sind.

An eine Formulierung archaischer Ontologie (man könnte sie ebensogut auch archaische Anthropologie nennen) sind sofort erkennbar eine Unmenge methodologischer, sprachphilosophischer, geschichtsphilosophischer Probleme gebunden, die sich von den Einzelwissenschaften, wie Religionshistorie, Archäologie, Ethnologie ... so ohne weiteres allein gar nicht auflösen lassen.

Die Manifestation der Denkweisen, die uns hier interessieren, sind Mythen, wobei ich im Folgenden unter Mythen speziell *kosmogonische* Mythen verstehen will. Die unbedingt dazu gehörigen Handlungsformen sind Rituale. Den Komplex, den beide bilden, betrachte ich als den *Kern* dessen, was mit Hinweis auf Eliade als *archaische Ontologie* bezeichnet werden soll.

Wir wollen also Mythen und Rituale beleuchten und dann sehen, welche Art von Zeitphilosophie der mit ihnen verbundenen Praxis zugrunde liegt. Es sei vorweg bemerkt der erstaunliche religionshistorische Befund, daß sowohl Kosmogonie-Mythen als auch bestimmte Ritualtypen in ihrer Grundstruktur eine Kulturinvarianz aufweisen, die mit Ideentransport oder ethnischen Strömungen allein nicht erklärt werden kann.

Mein Vorschlag zu diesem Problem ist der: Der mythischen Kosmogonie selbst, sowie auch ihrem Zusammenhang mit dem Ritual, liegt eine Logik zugrunde, die so elementar ist, daß vor ihr als Hintergrund kulturelle und religiöse Spezifizierungen als sekundär zu betrachten sind. Was ich in diesem Zusammenhang mit 'Logik' be-

zeichne, soll also jetzt unter dem besonderen Aspekt der Zeitlichkeit expliziert werden.

I.

Was ist ein kosmogonischer Mythos?

Vordergründig betrachtet ist er ein Bericht, daß die Welt, so wie wir sie *hic et nunc* (h/n) vorfinden, einen Anfang habe. Aber nur vordergründig, denn es zeigt sich, daß der Mythos sich bereits des Problems des absoluten zeitlichen Anfangs bewußt ist, das sich ja, wie wir wissen, durch die Philosophiegeschichte bis in die moderne physikalische Kosmologie hinzieht. Denn beim relativen Anfang, wo etwas anfängt, während etwas anderes schon da ist, und wo etwas anderes, das vorher da war, zugleich aufhört, liegen die Fragestellungen anders als bei einem absoluten Anfang, wo die Frage, was vorher war, sich ad absurdum führt. (Augustinus hat ja in hervorragender Präzision über diese Probleme geschrieben³). Das Problem entsteht, wenn wir Zeitlichkeit allein über die vorher/nachher-Relation fassen. Der Mythos löst dieses Problem so: Er beschreibt den Anfang sehr wohl als einen Übergang, aber nicht als Übergang von *etwas* in *etwas anderes*. 'Etwas' ist ja bestimmtes Sein, Dasein. Und so findet hier der Übergang statt von Unbestimmtheit in Bestimmtheit, von Unausprechlichkeit zu Aussprechlichkeit, von Zeitlosigkeit, Strukturlosigkeit, Geschichtslosigkeit in Zeit, Struktur, Geschichte.

In solcher Negativbeschreibung des Quasi-Vorher liegt schon alles, was die Auffassung und spätere Verbildlichung des Mythos als Erzählung ausmacht: nämlich, daß das 'Übergangs'-Geschehen nicht in einer frühen historischen Zeit liegt, sondern in einer anderen, der mythischen Zeit: jenseits der Geschichte; d.h. daß die 'Ur-Zeit' nicht verschwunden, vernichtet ist, dadurch, daß aus ihr der Übergang in die Geschichtszeit geschieht; und weitere Bestimmungen, die im Folgenden näher zu betrachten sind.

Wenn wir in der Menge von mythischen Kosmogonien, von denen wir Kenntnis haben, dasjenige aus ihrem kulturspezifischen Beiwerk herausschälen, was allen diesen Mythen gemeinsam ist, dann erhalten wir genau denjenigen Grundgedanken, der zugleich die mit dem Mythos zu bewältigende philosophische Problematik enthält

und damit auch verweist auf das Ziel, den Zweck, den solche Mythen in der jeweiligen historischen Gegenwart der jeweiligen ethnischen Gruppe zu erfüllen haben.

Diesen Grundgedanken will ich an Hand einer Formel auslegen:

$$U : A : W \quad \text{oder} \quad A = U \rightarrow W$$

die zunächst das schon Gesagte nur zusammenfaßt: Der eigentliche kosmogonische Akt (A) ist ein Übergang zwischen einem in sich geschehenslosen, geschichtslosen, zeitlosen Urzustand, einer Urwelt, Urzeit (U) und der Welt der Geschichte (W), in der neben anderen, schon vergangenen Ereignissen eben gerade auch die historische Gegenwart liegt, das jeweilige Hier und Jetzt, hic et nunc (h/n). Dieser Gedanke ist im Grunde schon in den Einleitungsformeln der Mythen zum Ausdruck gebracht, wo zwar zeitliche Sprachfiguren verwendet werden, aber in dem Bewußtsein, oder vor dem Hintergrund, des Gedankens der Zeitlosigkeit, also Unvergänglichkeit und damit Nicht-Vergangenheit: so z.B. „Urzeit wars, da Ymir hauste ...“ (Edda); das ägyptische *sp tpj* „als zum Ersten Mal“; dasselbe im sumerischen *u-ri-a*; das semitische *b’reschid bara El* ... in Gen.1.1 („zu Anfang schuf ...“ oder „als Anfang ...“), das in Joh.1.1 mit *en archē ěn* ... wieder aufgegriffen wird; im selben Sinne ist auch die Märcheneinleitung: „Es war einmal ...“ nur scheinbar ein Verweis in eine Vergangenheit. Eine typische Negativformulierung gibt das babylonische *Enuma elisch*: „Als ... Himmel ... Erde ... noch nicht ...“.

Damit ist deutlich, dass $U : A : W$ nicht einen 3-phasigen Ereignisablauf darstellt, denn Ereignisse als Bestimmungen von Raum-Zeit liegen nur in W, und A ist nichts als ein Erstes von Ereignisablauf und damit eine retrospektive Grenze gegen das Geschehenslose, in dem selbst eine Grenzsetzung gar nicht möglich ist.

Aber nicht nur diese Grundstruktur $A = U \rightarrow W$ ist allen Mythen dieses Typs gemeinsam, sondern die genauere Charakterisierung von U, A, W im Besonderen ebenfalls.

II.

Die Charakteristik von U finden wir am vollständigsten in der Theologie der ägyptischen Stadt Hermopolis (*Schmun*, das heutige Aschmunen), wo sie in vier Aspekten dargestellt wurde (die sich dann zu Göttern und, inclusive weiblicher Begleitung, zur Götter-Achtheit ausbildeten, von der die Stadt „Die Acht“ = Schmun ihren Namen erhielt). Es sei gleich bemerkt, daß nicht alle Mythen alle vier Aspekte zum Ausdruck bringen, allerdings auch keiner mehr als diese.⁴

1. nun, Wasser, oder schlammartiges Wasser: undifferenzierte Proto-Materie
2. kek, Finsternis: Unbestimmtheit
3. heh, Grenzenlosigkeit als Weite, Horizontlosigkeit. Auch als Wind-Hauch
4. niu, Grenzenlosigkeit als Leere, Gegenstands- oder besser Ortlosigkeit.

Diese vier Begrifflichkeiten finden sich auch im ersten Schöpfungsmythos des AT, nämlich in der Einleitung, Gen.1.1-2: dem ägyptischen *nun* entspricht hier das semitische *tehom*, welches sich aus der babylonischen Form *tiamat* und weiter aus dem akkadisch-sumerischen *tamtu* herleitet. Für *kek* steht hier *choschek*, im Bild zusammengefaßt als „Finsternis über der Urflut“ in der üblichen Übersetzung. *heh* und *niu* sind zusammengeschmolzen in die Tautologie *tohu-bohu*. Alle Elemente sind auch im zweiten Mythos des AT zu finden, Gen.2.4ff (der jahwistische Paradies-Mythos), allerdings sehr verwandelt in andere Bildsprachen.

hyle, die griechische Variante des *nun*, findet in der Bedeutung von 'Substanz, Ur-Substanz' noch in die frühgriechische Philosophie Eingang. Übrigens etymologisch verwandt mit *hyle* ist unser 'Schlamm, Suhle'.

Die ägyptische Finsternis *kek* hat ihren Platz als *erebos* in Hesiods Theogonie. Das griechische *chaos* indessen begreift, wie das nordische *gap-ginnunga* der Edda, die ägyptischen Begriffe 'Finsternis, Weite, Leere' zusammen: *gap-ginnunga* ist ebenfalls eine intensivierende Tautologie, wie das semitische *tohu-bohu*. *gap* hat dieselbe Wortwurzel wie unser 'gaffen', *ginnunga* gehört zum Verb *ginan*, das wir heute als 'gähnen' aussprechen, so wie wir die gähnende Leere, Tiefe, den gähnenden Abgrund in unserem Sprachgebrauch haben. Und genau dieser ist das griechische *chaos*, das Jakob Grimm von dem Verb *chainein* (= *ginan*, lat. *hiare*, offenklaffen) herleitet.⁵

Nun ist für das Folgende noch wichtig zu erwähnen, daß diese eher abstrakten Begrifflichkeiten ebenso auch als lebendige Gestalten vorgestellt wurden: meist als Ungeheuer, die, zum Teil namensgleich mit dem Urzustand, über ihn als ihr Reich, ihren Lebensraum Herrscher sind, wie z.B. *tiamat*. Oder auch als Ur-Riesen, die man manchmal als Prototyp des menschlichen Vorfahren entdecken kann, wenn ihre Namen etymologisch entschlüsselbar sind: so z.B. der urgermanische *huri* oder *börr*, Namensvetter des indisch-vedischen *puruscha*, dessen Namen, wie vermutet wird, 'Vorfahr' heißt, was sich auch noch im lat. *parentes* und wahrscheinlich auch in der *persona* erhalten hat.

Eine weitere Form von Urgestalten sind Tiere: die Kuh (z.B. die germanische *authumbla*), der Stier, dessen kosmologische Relevanz schon für die Altsteinzeit nachgewiesen werden konnte⁶. Dann vor allem die Schlange, insbesondere die sich selbst vom Schwanz her verschlingende Schlange, die sich als Träger mythischer Valenz so offensichtlich anbot: weil ihre Geschlechtsunterschiede äußerlich nicht erkennbar sind, weil sie darüber hinaus zugleich weibliche wie auch männliche Sexualsymbolik zu tragen gestattet, und vor allem weil man von ihr bis in die historische Zeit annahm, daß sie aus dem Schlamm durch ungeschlechtliche Spontanzeugung entsteht. Übrigens gemeinsam mit anderem „niederem“ Getier wie die Kröte, *echis*, *ophis*, und der Käfer, z.B. der ägyptische *cheper*, Skarabäus, dessen Name identisch mit dem Wort für 'hervorbringen, schaffen' ist. Die Schlange ist daher die Gestalt par excellence, an der sich noch nicht das Resultat des kosmogonischen Aktes zeigt:

III.

Das Resultat nun des kosmogonischen Aktes, W, ist schlechthin bestimmt als Welt der Gegensätzlichkeit, der stabilen Differenz zweier Prinzipien, die ihrerseits den Gang und die Entwicklung der Lebenswelt und der Geschichte bestimmen. Prototyp solcher Gegensätzlichkeit ist das Begriffspaar Himmel/Erde, das uns in diesen Mythen fast ausnahmslos begegnet und meist sogar mit der Einleitungsformel 'als damals ...', 'im Anfang ...' fest verschmolzen ist. Andere Charakterisierungen dieser dualisierten Welt und Geschichtlichkeit seien nur aufgezählt, nicht weiter interpretiert, weil es uns hier nur um die Dualisierung überhaupt geht, nicht so sehr um die Form, in der sie dargestellt wird: Männlich/Weiblich (dieses kosmogonische Resultat ist eng

mit der Schlangensymbolik verbunden; die sich selbst verschlingende Schlange ist u.a. als Phallus/Vulva, also als Koitus zu lesen; darin liegt auch die mythische Gleichung: Koitus = Kastration), Licht/Finsternis (mit den Variationen: Tag/Nacht und Überirdisch/Unterirdisch), Heiß/Kalt (auch als Feuer/Eis, z.B. *muspellheim/niflheim* in der nordischen Edda), Weich/Hart, Gut/Böse, Gewißheit/Ungewißheit, *tremendum/fascinatum*, insbesondere aber auch die Unterscheidung des vorher/nachher, in welcher sich die Bestimmung manifestiert, daß wir jetzt erst, also in W, überhaupt Zeitlichkeit haben.

An die Stabilität dieser Differenziertheit, an das beständige Auseinanderhalten dieser Prinzipialdualität ist unabdingbar die Existenz der Welt geknüpft, die zeitlich-geschichtliche Konsistenz und Konstanz alles Daseienden, alles Einzelnen. Auf welche Art und Weise sich diese Differenzen dann in die Strukturiertheit der vorhandenen Welt entfalten, darin erst unterscheiden sich die Kosmogonien in ihren kulturspezifischen Varianten.

IV.

Der eigentliche kosmogonische Akt (A) ist nun genau der Übergang zwischen der Urwelt (U), der abstrakten Indifferenz, bzw. der Integration oder dem Kollaps jeglicher Gegensätzlichkeit einerseits, und der in der Gegensätzlichkeit selbst manifestierten Geschichtswelt. Der kosmogonische Akt ist eine Grenzsetzung, oder genauer: ein nicht-zeitlicher Übergang, der eine Grenze als Resultat hinter sich läßt. Erst vom Standpunkt dieses Resultates aus kann die Urwelt U bezüglich des kosmogonischen Aktes als ein Vorher gedacht werden, wogegen U selbst diese Bestimmung nicht hat, wie oben angedeutet. Folgerichtig stellt sich der kreative Akt mythischer Kosmogonien ganz generell dar als ein Geschehen, das seinen Grund nicht in einer anderen Bestimmtheit hat, als es selbst ist: es ist Grund seiner selbst. Und der primordiale Akt ist damit ein Hervorbringen, Erschaffen, Erzeugen 'aus sich selbst', oder was logisch dasselbe ist: 'aus nichts', wenn dieses 'selbst' ein *absolutum* ist.

Es sei darauf hingewiesen, daß die mit dem Gedanken eines absoluten zeitlichen Anfangs verbundenen Aporien in den uns überlieferten Mythen natürlich nicht explizit formuliert sind, daß aber sehr wohl deutlich wird, daß sie den Mythen-Gestaltern bewußt waren. Die Aporien entstehen ja auch erst dann, wenn der absolute Zeit-Anfang

als ein historischer aufgefaßt wird, oder anders gesagt, wenn die Bildsprache der Mythen wörtlich genommen wird. Daß dies geschah, ist aber aus den überlieferten Mythenformulierungen selbst nicht nachzuweisen. Daß indes ein ursprünglicher radikaler Gedanke im Verlauf von Generationenfolgen dekadent wird, indem er aus Neigung zu traditionsfanatischem Wortfetischismus bloß formal weitergetragen und weitergelehrt wird, das ist in der historischen Entwicklung fast aller Religionen zu beobachten. Wenn wir dagegen zur Kenntnis nehmen, in welcher Konsistenz und Konsequenz mit der mythischen Sprache umgegangen wurde, und vor allem, in welchen Zusammenhängen diese Mythen überhaupt ihre Verwendung fanden, dann wird deutlich, daß die Zeitanfangsaporien nicht nur erkannt waren, sondern auch aufgelöst wurden. Um es vorwegzunehmen, was sich gleich zeigen soll: der 'Ort' des Mythos ist das Ritual, das *hic et nunc* der Gegenwart. Die Kosmogonie ist keine Behauptung historischer Vergangenheit, sondern eine Deutung des Hier und Jetzt, und das mit der mythischen Kosmogonie amalgamierte Hier und Jetzt ist wiederum die Definition des Rituals ...

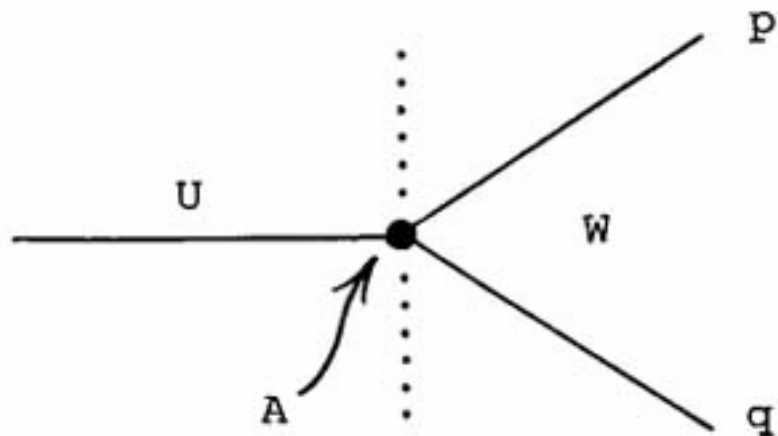
Es gibt jedoch auch alte Sakraltexte, in denen die kosmogonische Problematik explizit behandelt wurde. Die Unbestimmtheit, Indifferenz wird durch ihre Negation (Bestimmtheit, Differenz) nicht annulliert: als Beispiele wären zu nennen die indische *Rigveda* X,129; der ägyptische Papyrus *Bremner Rhind*, in dem mit dem *hpr* (cheper, 'erzeugen', 'da-sein') Wort- und Begriffsspiel getrieben wird (wobei *hpr* darüberhinaus auch der Name des Skarabäus ist⁸); ferner das *Daodejing* (Tao Te King) des Laozi, insbesondere das Kap. 42, wo mit *dao shang yi / yi shang erh* („dao bringt Eins hervor, Eins bringt Zwei hervor“⁹; *shang* entspricht hier dem ägyptischen *hpr*) gerade gesagt ist, daß *dao* nun nicht in der Vollendung der Veränderung zum bloßen Residual verkohlt, sondern selbst umwandelbar präsent bleibt. Das Ewige als 'immer jetzt' begriffen findet sich ja auch hinreichend oft in der europäischen Philosophiegeschichte, so bei Plotin¹⁰, Meister Eckehart¹¹, dann wieder bei Hegel¹², natürlich auch im NT, z.B. in Joh.8.58: „... ehe Abraham war, bin ich“ und in Joh.4.23; 5.25: „... die Zeit *wird* kommen, und sie *ist* jetzt ...“. Die sehr vielgestaltige Art und Weise der Darstellung des kosmogonischen Aktes als Hervorbringen 'aus sich', als Akt, der sowohl Agens und Subjekt als auch Resultat und Objekt seiner selbst ist, hier im Einzelnen zu erläutern, ist nicht möglich, erübrigt sich aber auch im Hinblick darauf, daß ja nur die implizierte Zeitproblematik thematisiert ist. Ich gebe daher hier nur eine Auflistung der bekanntesten Bildtypen:

1. Selbstschöpfung der Schöpfergestalt (der 'Einsame': Re, El, Prajapati)
2. Selbstabbildung der Schöpfergestalt (El, Chnum)
3. Zerstückelung der Urgestalt, oder Kastration, nach Zweikampf (Ymir, Purusha, Uranos. Ba'al/Jamm, Marduk/Tiamat, Jahwe/Rahab)
4. Spaltung einer Einheit in Gegensätze und 'Nabel-der-Welt'-Symbole (Baum, Berg) als stabile Stützung wie auch als Ort der Aufhebung der Gegensätzlichkeit von Himmel und Erde
5. Aufbruch, Auftauchen aus dem Urelement (Blüte, Ei, Insel, Oase, Sonne, Quelle aus Erde, Säugling aus Mutterschoß, Urhügel: der Prototyp aller Berge von kosmologischer Relevanz, wie Meru, Sinai, Golgatha, Kaukasus, Blocksberg, Orte der Mänaden, Riesen, Zwerge)
6. Austreten einer Körperflüssigkeit der Urgestalt (Blut, Schweiß, Milch, Samen-Speichel-Tränen (Re), schmelzendes Eis (Authumbla))
7. Hierogamie = Koitus eines Urpaares und Entstehen des Partners aus dem Körper des Partners (Gaia/Uranos, Purusha/Virtaj, natürlich auch Adam/Eva)
8. Schöpfung durch spontanes Realisieren eines Gedankens oder Aussprechen eines Wortes (Re-Atum-Chepri, Prajapati, El).

Eine genauere Untersuchung, die wir hier aussparen müssen, kann zeigen, daß diese Bildtypen alle miteinander verbindbar sind, daß sie nur vordergründig betrachtet verschieden erscheinen.

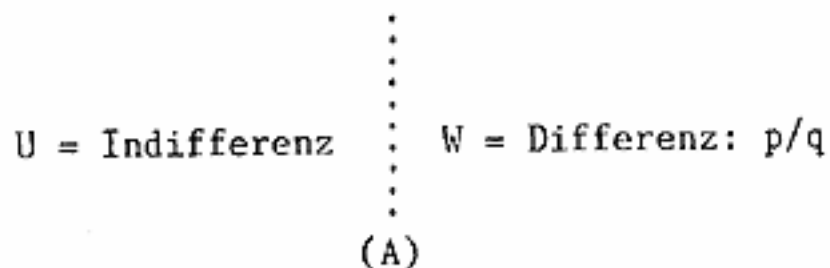
V.

Ich möchte nun den bisher dargestellten kosmogonischen Gedanken in einem Graphen repräsentieren, der dessen logische Struktur deutlicher erkennen läßt:

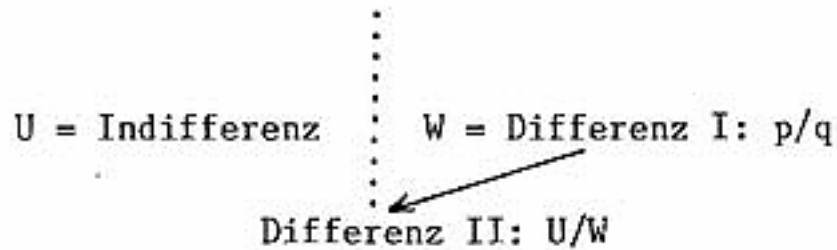


Ich nenne ihn (wegen "G_ Genesis") G-Graph, oder G-Vertex, und er wird uns gleich bei der Behandlung des Rituals wiederbegegnen. Die Linien seien nicht als Pfeile zu lesen, die etwa zeitliche Prozessualität symbolisieren. Die senkrechte Linie, bzw. der Vertex-Punkt, ist also jene Grenze, die, wie eben gesagt, nur von der W-Seite aus als solche bestimmt ist, wie ein einseitiger Spiegel, der von der Rückseite her transparent ist. Für p/q wäre dann jede Art der in Kap. III genannten Gegensatzpaare anzuschreiben. Ein Zeit-Pfeil, wenn er denn unbedingt sein muß, liegt dann als Ganzes nur auf der W-Seite des Vertex.

U und W sind in ihrer abstrakten Begrifflichkeit, also in ihrer ent-bildlichten Form: Indifferenz und Differenz. Damit können wir den G-Graphen auch so schreiben



und wir sehen sofort, daß unmittelbar mit der Setzung der Differenz p/q eine weitere Differenz gesetzt ist: nämlich diejenige zwischen Indifferenz und Differenz überhaupt:



Da nun Differenz I 'prinzipial', bzw. (in der religionswissenschaftlichen Diktion) 'primordial' gedacht wird, kann zwischen Differenz I und Differenz II nicht wiederum ein Unterschied gemacht werden, und darin zeigt sich, daß wir in dieser kosmogonischen Logik einen Prototyp dialektischer Denkform vorliegen haben. Überhaupt erweist es sich, daß die Logik des G-Graphen ganz dieselbe ist wie Hegels Dialektik der Grenze, die er in seiner 'Wissenschaft der Logik'¹³ entwickelt. Dies soll aber hier nur ein Hinweis sein.

In der Identifizierung dieser beiden Differenzen scheint mir auch der Kern dessen zu liegen, was manchmal als mythisches oder magisches Denken bezeichnet wird: Wenn im aktuellen Hier und Jetzt des Rituals durch Kollaps (oder Reintegration) der Differenz p/q die Reaktualisierung des kosmogonischen Aktes erreicht wird, dann wird damit die Grenze U/W nicht nur erreicht, sondern auch überschritten (wegen der Differenzen-Identität), und damit auch überhaupt aufgehoben: die Urwelt ist reaktualisiert, realisiert und die reale, historische Welt ist untergegangen. Aber dabei bleibt es nicht (kann es auch nicht, denn der Weltuntergang ist ja mythisch und nicht historisch!), weil die Weltentstehung als Übergang aus U nach W ja als kosmischer Präzedenzfall bereits gegeben ist, aber eben nicht als historische Vergangenheit, die nicht reaktualisierbar sein kann, sondern als mythische Vergangenheit, d.h. als Deutung der Gegenwart. Damit findet aber zugleich das Ritual aus sich selbst heraus sein Ende, womit die Welt als aus ihrem Ursprung erneuerte gesetzt ist. Das hört sich einfach an, es ist auch einfach: mythisches Denken steht nicht in einem Gegensatz zu rationalem, 'realistischem' Denken, sondern es ist eine, auf Ort und Dauer des Rituals beschränkte Identifizierung, oder Nichtunterscheidung von mythischem und rationalem Denken.

VI.

Ich will dies verdeutlichen durch einige Ausführungen darüber, was nun eigentlich als Ritual zu bezeichnen ist¹⁴.

Ritualisches ist wiederum charakterisiert durch ein Paar gegensätzlicher Begriffe, das sowohl religionssprachlich als auch in der Sprache der Religionswissenschaft und -philosophie von herausragender Bedeutung ist: Das Heilige und das Profane, *fanum* und *profanum*.

Seine - als Gegensatzpaar selbstverständliche - Verankerung in primordialem kosmogonischem Geschehen sieht man am deutlichsten an einem weiteren Prototyp von Urzeit-Mythen:

9. Exklusion aus einem glücklichen, 'heilen', guten Urzustand (Paradies, Goldenes Zeitalter, z.B. Gen.2.4ff. Der *gan b'edän* kann als 'Wollustgarten' übersetzt werden).

In Umkehrung des Bildes von der Welt-Insel, die aus dem Urwelt-Meer auftaucht, wird hier Welt gesehen als Umgebung eines, von außen nicht mehr erreichbaren, insofern in sich geschlossenen Ortes des 'Heils', d.h. der 'Ungebrochenheit'. Ein Bild, in dem weniger ein physikalisch-kosmologischer, als vielmehr ein anthropologischer Aspekt der Kosmogonie zum Ausdruck kommt.

Die Unterscheidung *Fanum/Profanum* finden wir in archaischen - und überhaupt in religiösen - Denkweisen und Praktiken in verschiedenen Kontexten vor:

1. räumlich, örtlich
2. zeitlich
3. auf Gegenstände bezogen
4. auf Personen und soziale Gruppen bezogen.(*persona sacra*, ausgewähltes Volk)
5. sprachlich (lateinisch *fari*, mit *fanum* verwandt, ist das sakrale Sprechen der *flamines*, der Priester - dazu auch altindisch *brahman*)

Da der räumlich-zeitliche Aspekt für das Ritual grundlegend ist, will ich mich hier auf diesen beschränken.

Nun gehört es zur Eigentümlichkeit des sog. mythischen Denkens, Identifizierung zuzulassen zwischen mythischen Orten, mythischen Zeiten einerseits und geographischen Orten, historischen Zeiten andererseits. Ein besonders in der Landschaft auffallender Baum, ein Berg, eine Höhle, ein Quellgebiet, die Sonnenwenden, Tag-Nacht-Gleichen, die Mondphasen, Geburten, Todesfälle, Hochzeiten, Initiierungen und Weihen können somit als 'Realisierungen' von entsprechenden mythischen Entitäten oder Präzedenzfällen angesehen werden; eigentlich sollten wir sagen 'erlebt' werden, denn solche Identifizierungen gehen gewiß nicht auf eine bewußte Definition zurück. Das Erlebnis der Faszination (*fascinum*, der Zauberstab), aber auch des 'Unheimlichen', durch manche natürlichen Erscheinungen mag die Grundlage sein. Wie ja überhaupt auch die *tremendum/fascinosum*-Ambivalenz in religiösen Phänomenen und Erlebnisformen eigentümlich und fundamental ist.

Solchermaßen ausgezeichnete Örter und Zeiten sind dann 'heilig', *fan*, im Unterschied zu den nicht ausgezeichneten, die *pro-fan* sind, 'vom Heiligen ausgeschlossen'.

Aber nicht nur natürliche, sondern insbesondere auch kulturspezifische Angelegenheiten sind von dieser Differenzierung bestimmt: das Heim, der Herd im Zentrum des Hauses, der Tempel im Zentrum der Stadt, die Hauptstadt selbst, als räumliche Gegebenheiten; dann Hochzeiten, Königs-, Priesterweihen, Jahreswenden, Vertragschlüsse, Initiationen in höhere gesellschaftliche Existenzformen, zu denen insbesondere auch 'Prüfungen' gehören, dann Einweihungen vieler Art, Gründungsriten von Staat, Stadt, Haus, Tempel, als zeitliche Begebenheiten.

Solcherlei Dinge und Handlungen gewinnen durch ihre Ritualisierung überhaupt erst ihre soziale Begründung und Legitimation. Dabei heißt Ritualisierung nichts anderes als: Identifizierung des Jetzt-Hier-Dieses mit dem kosmogonischen Analogon, dem kosmogonischen Präzedenzfall. Es heißt dann insbesondere auch: die aktuelle Zeit, die Dauer des Rituals, das Ritual in actu, ist aus der historischen Zeit herausgehoben, es ist die Hoch-Zeit, die in-sich gar nicht zeitlicher Prozeß ist, weil sie die Zeitlosigkeit des primordialen U aktualisiert, d.h. wirklich macht. Und 'machbar' ist dies, weil die Zeitlosigkeit des U, das Heilige, das *fanum*, dem mythischen Denken nach, und dem Begriff nach überhaupt, ja nicht in eine geschichtliche Vergangenheit verschwunden ist, sondern eben immer präsent ist.

Damit ist dann, konsequenterweise, die Geschichtszeit als die profane Zeit dualisiert: die profane Welt als das Jetzt, welches das Ritual vor sich oder hinter sich hat, die

ritual-externe Geschichte, ist ja - kosmogonisch betrachtet - die Welt der Differenz. Die Differenz Zeitlosigkeit/Zeitlichkeit, zunächst als Differenz U/W, ist dann aber entsprechend der eben dargestellten kosmogonischen Logik zugleich eine innerweltliche Differenz p/q: das Zeitlose 'existiert' zugleich mit der Geschichtszeit, aber durch eine Grenze, einen Abgrund getrennt: Himmel und Erde, 'Jenseits' und 'Diesseits'. Aber, wegen der Außerzeitlichkeit des kosmogonischen Aktes, der die Trennung manifestiert, ist diese Trennung nur virtuell, ebenso wie die Trennung des 'Jetzt' vom Vertex des G-Graphen (also vom kosmogonischen Akt) nur virtuell ist. Sie ist nur einer der Aspekte, nur eines der Momente kosmogonischer Logik: denn der Vertexpunkt verbindet ja zugleich die Gegensätze, in ihm fallen sie zusammen, koinzidieren, kollabieren. Und gerade diese Virtualität der als Einzelne betrachteten Momente Trennung/Verschmelzung wird im Ritual aufgehoben: Zeit der Nichtunterscheidung, Ur-Zeit. Es ist die *hierophane* Zeit, Erscheinung des Göttlichen, Ewigen. Die Unterscheidung zeitlich/zeitlos ist aufgehoben, ebenso wie die des Jetzt vom mythischen 'Ersten Mal', 'im Anfang', 'als damals'. Und aufgehoben ist auch die Grenze zwischen dem Sakralen und dem Profanen: das *fanum* unterscheidet nicht zwischen *fanum* und *profanum*, und so ist die Dualisierung der profanen Zeit in zeitloses 'Jenseits' und geschichtliches 'Diesseits' in ihre ursprüngliche Ununterschiedenheit zurückgegangen.

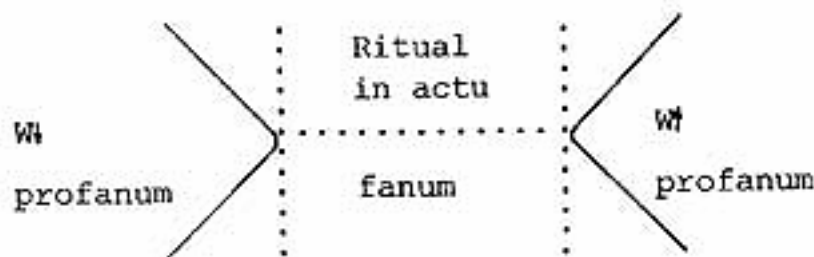
Indem aber die Genesis der Welt 'jetzt' ist, hebt sich auch das Ritual als ver'jetzigte' Urzeit aus sich selbst heraus wieder auf und entläßt sich als erneuerte Welt der Geschichte, Vereinzelung, Verzeitlichung. Das Ritual ist somit Angelpunkt der Geschichte, Wende der Geschichte, indem in ihm Untergang und Genesis zusammenfallen: Tod ist Auferstehung. So garantiert das Ritual die Kontinuation der Weltgeschichte in seiner zyklischen Wiederholung.

Wiederholt wird das Ritual aber nur aus der Perspektive der profanen Zeit, die Zeitrechnung orientiert sich an ihm: der soundsovielte Geburtstag, der soundsovielte Hochzeitstag, soundsoviele Jahre nach der Inthronisation des Königs, Jahre nach der Gründung Roms, nach Christi Geburt ... Die Zeitgeschichte wird bezogen auf das Ritual, das Fest mit kosmogonischer Relevanz, das Geschehen wird dadurch legitimiert und seine Existenz vergewissert, vor allem aber seine Beständigkeit und Kontinuation abgesichert.

Dagegen ist das Ritual 'in actu' nicht eine Wiederholung eines anderen, vorgängigen Rituals. 'In actu' ist jedes einzelne Angelpunkt ereignis dasselbe, was das andere ist:

Urzeit, zeitlos. D.h. ritual-immanent betrachtet kann von einer Mannigfaltigkeit von Ritualen keine Rede sein.

Die zeit-logischen Implikationen des Rituals lassen sich auch wieder in einem Graphen darstellen: als gewissermaßen 'iterative' Genesis ist er eine Verdopplung des G-Graphen: Die (von außen, d.h. aus der dualisierten Profanzzeit bestimmte) Abgrenzung der sakralen Raum-Zeit erscheint hier - weil zeitlich linear dargestellt - als die beiden Vertices des Ritual-Eingangs und Ritual-Ausgangs.

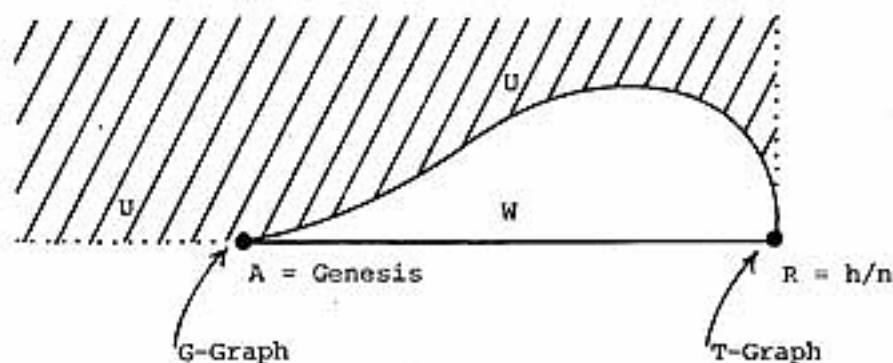


Eine graphische Repräsentation der Räumlichkeit des Fanums indes müßte sein: ein Kreis, oder was dasselbe ist, ein - nach den Himmelsrichtungen orientiertes - Rechteck (Grab- und Tempelbauten): der magische Kreis, dessen Inneres als 'Nabel der Welt', Mitte der Welt zugleich der die Welt integrierende Ort ist. Was in ihm geschieht, hat seine Wirkung *urbi et orbi*, "hier - und damit überall", ebenso wie zeitlich "jetzt - und damit immer". Die räumliche Ausgrenzung des Sakralen ist übrigens das *templum*, das, verwandt mit dem griechischen *temnein* 'schneiden', der Ort ist, der aus der Geographie ausgeschnitten ist. Die Zeit, in der das geschieht, ist *tempus* mit derselben Bedeutung: Ausschnitt aus der historischen Zeit (Deshalb die Bezeichnung T-Graph für die obige Darstellung.)

Die Geschichtszeit W ist somit durch das Ritual zweigeteilt: 1. in die Zeit W_{\downarrow} , die sich deutet als Zeit 'zum fanum hin', d.h. also zum Ursprung, zur Genesis hin. Sie wird in religiösen Kontexten meist gelebt als Zeit der 'Erwartung' der Hierophanie (Advent), der Vorbereitung, der Prüfung, und sie ist die Zeit der Reinigungsriten ('Sehnsucht nach dem Ursprung'); 2. in die Zeit W_{\uparrow} , die sich deutet als Zeit 'vom fanum her', d.h. vom Ursprung, von der Zeitlosigkeit weg. Das verlorene Ewige als verlorenes Heil oder Glück erlebt ('Ausschluß aus dem Paradies').

Die mythische Genesis ist so auch Genesis der vorher/nachher-Unterscheidung (die damit eine weitere Darstellung der p/q-Differenz im G-Graphen ist). Indem im sakralen *hic et nunc* (h/n) diese Differenz wieder aufgehoben wird, löst sich damit auf eine erstaunliche Weise das Aporetische der Rede von einem absoluten Anfang von Zeit auf. Der Fehler, der in der Behauptung vom Zeitanfang gemacht wird, wird im *fanum* des Rituals wieder korrigiert: während die Geschichtszeit kontinuierlich 'geschieht' im ununterbrochenen Wechsel und zugleich von Entstehen und Vergehen, wird das Ewige, Zeitlose nicht vernichtet, negiert, annihiliert; es bleibt, allerdings als nicht-sinnlicher Hintergrund ('Jenseits'), bestehen und ist jederzeit reaktualisierbar, indem 'diesseitiges' Handeln und Geschehen auf dieses bezogen, mit ihm identifiziert wird oder als primordiales Handeln, Geschehen gedeutet wird.

Der Zusammenhang zwischen rituellem h/n und kosmogonischem A, als der zwischen dem G-Graphen und dem T-Graphen, (und damit die Zusammenfassung des oben Dargestellten) läßt sich noch einmal veranschaulichen, indem wir das mythische Bild der Weltinsel zugrundelegen:



Die Weltinsel oder Geschichtszeit (W) liegt so zwischen ihren Grenzen der Entstehung und des Zusammenbruchs der Welt (-Ordnung), zwischen Trennung und Verschmelzung des Gegensätzlichen und Komplementären, zwischen dem einzelnen Ereignis hier, jetzt (R) und der Universalität und Grundsätzlichkeit dieser Art von Ereignis (A). Die beiden Grenzen sind aber identisch, allerdings nur in actu des Rituals. Die verschiedenen Deutungen dieser fanen Identität und profanen Nicht-Identität der beiden Grenzen R und A finden wir zusammengefaßt in dem Verständnis des Hochzeitsrituals: es ist nämlich genauer der ritualisierte Koitus auf der Basis der mythischen Gleichung: Koitus = Hierogamie = Kollaps der welt-konstituierenden Differenz

= Entstehung der Geschlechter aus einem Körper = Selbst-Abbildung der Schöpfergestalt = Selbst-Schöpfung der Schöpfergestalt.

Die profane Dualität (p/q) bzw. die Nicht-Identität der Grenzen A und R ist dabei eingebettet und zugleich begleitet von dem, in dem sie ihren Grund hat: U.

Die mythische oder archaische oder fane Raum-Zeit-Philosophie sagt aber: Die Welt hat immer und überall ihren Grund in sich selbst, und sie ist nie und nirgendwo getrennt von ihm: „Gott schafft die Welt immer jetzt“, dieser Gedanke des Meister Eckehart hat eine vieltausendjährige Tradition¹⁵.

Anmerkungen

- 1 Mircea Eliade: Le Mythe de l'Eternel Retour. Archetypes et repetition, Paris 1949; deutsch: Mythos und Geschichte, Hamburg 1966, Das Vorwort.
- 2 Zwischen Wittgensteins Bemerkungen über Frazers 'The Golden Bough' (ca. 1931 - siehe 'Sprachanalyse und Soziologie', Hrsg. Wiggershaus, Frankfurt a. M. 1975) und der 'Rückkehr des Imaginären', H.P. Duerr et al.; München 1981, findet sich eine Unmenge Literatur, die sich kritisch auseinandersetzt mit der Frage, wie man mit 'M' umzugehen habe. Und eine ebenso große Menge, die meint eindeutig zu wissen, wie man es richtig zu verstehen habe. Natürlich geht in Ethnologie, Psychoanalyse, Religionswissenschaft das Problem des Umgangs mit dem, was die Empirie für 'fremdes Denken' hält, ganz entscheidend in die Methode dieser Wissenschaften ein.
Die herausforderndste Weise, Perspektiven der verschiedenen Mythen, Philosophien, Wissenschaften, Religionen, Künste, überhaupt Denkweisen, miteinander zu verschmelzen, was heißt, ihre Einheit zu sehen, scheint mir nach wie vor zu sein:
Norman O. Brown: Love's Body, 1966 - deutsch: dto., Frankfurt a. M. 1977.
Auch dem, der sich nicht gern provozieren läßt, erteilen diese Aphorismen wenigstens diese Lehre: Eindeutigkeits-Sucht macht blind, taub und krank. 'Mit unseren eigenen Augen sehen, ist das zweite Gesicht'.
- 3 Augustinus: Confessiones, Buch XI.

- 4 Kurt Sethe: Amun und die acht Urgötter von Hermopolis, Abhandlungen der preussischen Akademie der Wissenschaft, Berlin 1929.
Mircea Eliade: Ägyptische Schöpfungsmythen, deutsch in: Die Schöpfungsmythen, Darmstadt 1980.
- 5 Jakob Grimm, Deutsche Mythologie, Berlin 1844, Kap. XIX.
- 6 Marie E.P. König: Am Anfang der Kultur, Berlin 1973.
Dies.: Unsere Vergangenheit ist älter, Frankfurt a. M. 1980.
- 7 Aomu Ragon: Hart und Weich. Interpretation, Rekonstruktion und komparative Analyse eines der ältesten kosmologischen Konzepte ..., Frankfurt a. M. 1982.
- 8 Mircea Eliade gibt in op.cit. ein interessantes Beispiel einer Übersetzung der entsprechenden Passage.
- 9 Siegbert Hummel: Zum ontologischen Problem des Daoismus, Leipzig 1948, gibt einen lehrreichen Einblick - wenn auch in halsbrecherischer Terminologie - in die philosophische und vor allem die Übersetzungs-Problematik des Dao De Ging.
- 10 Plotin: Enneade III 7.3. 'Dasjenige also, welches weder war noch sein wird, sondern lediglich ist, welches dies Sein als ein ständiges enthält, indem es sich weder in das 'sein wird' wandelt, noch je gewandelt hat: das ist die Ewigkeit'.
- 11 Meister Eckehart: Predigt 'Intravit Jesus in quodam castellum', in: Josef Quint, M.E.: Deutsche Predigten und Traktate, München 1963, S.162. '... das Nun, darin Gott den ersten Menschen schuf, ... und das Nun, darin ich spreche ... sind nichts als ein Nun'.
- 12 G.W.F. Hegel: Naturphilosophie. Die Vorlesung von 1819/20, Hrsg. M.Gies, Neapel 1982, S.17: 'Die Ewigkeit ist gegenwärtig überhaupt'.
- 13 G.W.F. Hegel: Wissenschaft der Logik, Ausgabe Lasson, Hamburg 1971, S.114ff.
- 14 Umfangreiche und gründliche Darstellungen finden sich in:
Mircea Eliade: Das Heilige und das Profane, Hamburg 1957. Ders.: Die Religionen und das Heilige, Darmstadt 1976.
- 15 Meister Eckehart: Predigt 'In diebus suis', op.cit., S.206.

Autor:

Dr. Manfred Gies

FB Philosophie der Universität Saarbrücken

Eine Veröffentlichung der Gesamthochschule Kassel,

IAG - Interdisziplinäre Arbeitsgruppe für philosophische Grundlagenprobleme.

© Verlag Karl Alber, Freiburg/München 1986

ISBN-3-495-47596-6